

Stete Herausforderung:
gut und authentisch spielen

Patrick Manzecchi



Rectilinear“ heißt Ihre neue CD mit dem in Deutschland lebenden Pianisten Richie Beirach und dem Bassisten Jens Loh. In der Übersetzung ist das „geradlinig“. Heißt das straight ahead jazz, ist das doppeldeutig mit Ihrer geradlinigen Persönlichkeit? Und was unterscheidet dieses Album von den vorhergehenden?

Doppeldeutig ist schon richtig – je nachdem wie man's versteht. Zum einen ist das der Name des Titelstücks und damit beginnt die CD. Als vielleicht kräftigste und freieste Nummer, ganz im Free Jazz verankert, ist das sicher auch ein starker, aber anspruchsvoller Start für den Hörer. Als einzige Richtlinie galt: wir gehen improvisatorisch überall hin, landen aber bei einem Schlussthema – insofern impliziert das meine Herangehensweise an die Musik im Allgemeinen: spontan, neugierig, grenzüberschreitend. Hat also schon etwas von einer thematischen Ansage. Die Stilrichtung ist letztlich nicht entscheidend, sondern der ausübende Musiker – bestenfalls aufrecht, anspruchsvoll, mit Rückgrat, geradlinig, konsequent und kompromisslos. Als schöner Kontrapunkt erstrahlt der darauffolgende „Straight ahead“-Standard mit dem Titel „On Green Dolphin Street“ in einem ganz anderen Licht. Das ist sicher widersprüchlich. Und es funktioniert, finde ich. Weil ich, weil wir alle drei offen, aber eben auch im klassischen Sinne straight ahead sind. Auch Straight ahead Jazz muss spontan sein, frisch, authentisch. Und, ja, ich würde mich freuen, wenn ich als geradlinige, aber kontroverse Persönlichkeit verstanden würde. Insbesondere auch im Zusammenhang mit meinen ersten drei Aufnahmen zwischen 2000 und 2013. Sie könnten nicht unterschiedlicher sein. Was in erster Linie

mit den einzelnen Besetzungen und Protagonisten der verschiedenen Alben zu tun hat. Hier ein Klaviertrio, dort ein Orgeltrio – oder mein Quartett mit Jens Loh am Bass, der auch auf der neuen CD zu hören ist, und den beiden Tenoristen Andreas Maile und Jürgen Bothner. Trotzdem bin ich immer der Leader, derselbe Drummer darauf – was man hoffentlich heraushört. Allen Produktionen ist gemeinsam, dass sie live eingespielt wurden, zwei im Konzert, und zwei im Studio – ohne Kabinen. Somit konnte auch nicht geschnitten oder geflickt werden wegen der akustischen Übersprache. Jazz pur. Gerade vor dem Hintergrund, dass man heute so gar nicht mehr aufnimmt – selbst im Jazz nicht. Vieles klingt dann doch oftmals steril, und akademisch. Das wollte ich vermeiden. Auf allen meinen Aufnahmen. Mit Fehlern kann ich gut leben.

Richie Beirach hat auf einen Schlag drei Platten herausgebracht, die mit Gregor Hübner aus dem Birdland in New York. Eine weitere mit einer Triobesetzung mit der Keyboarderin Regina Livinovo, die auch den Vocoder einsetzt und Christian Scheuber, Schlagzeug, und dann mit Ihnen „Rectilinear“, bei dem Jens Loh als Bassist dabei ist. Was schätzen Sie besonders an dem erfahrenen Pianisten, der mit einigen der ganz Großen des Jazz gearbeitet und einen ganz persönlichen Sound auf dem Klavier entwickelt hat? Und was fordert diese Formation von Ihnen als Schlagzeuger?

Richie ist ein Phänomen und einer der allerbesten Pianisten weltweit. Ein ganz Großer. Er klingt vollkommen eigenständig und unverwechselbar, absolut überzeugend mit jeder Note. Im übertragenen Sinn: Gib mir einen Song und ich mache zeitlose Musik daraus. Unfass-

bar. Man merkt sofort, dass seine Aussage wahrhaftig und echt ist. Und was echt ist, ist auch immer zutiefst persönlich und authentisch. Richie ist genau deshalb eine authentische Persönlichkeit. Ein Gütesiegel, eine eigene Instanz. Diesem Anspruch gerecht zu werden, regelt dich als jungen Musiker sofort ein. Anfangs war ich immer sehr nervös. Das ist aber auch ein enormer Anreiz. Du wächst über dich hinaus. Ich habe wahnsinnig viel gelernt mit ihm in all den Jahren. Nicht nur über die Musik, sondern auch über mich selbst. Ich war früher so unglaublich schüchtern und unsicher. „Play louder!“ war Richies allererster Ratschlag an mich. Er ließ mich dadurch wissen, dass ich jede Note auch wirklich bewusst spielen muss! Das hat freilich neue Impulse gesetzt. Richie hatte maßgeblichen Anteil daran, dass ich zu dem wurde was ich heute bin. Er war einer der ersten, die meine Leidenschaft und meine Möglichkeiten erkannten, und ich profitiere immer noch sehr von seinem Erfahrungsschatz. Und in Jens habe ich nebenbei bemerkt einen kongenialen Partner und empathischen Freund gefunden. Wir kennen uns nun auch schon 25 Jahre. Er wiederum stützt mich bei meinen kleinen Verrücktheiten, aber auch bei meinen Schwächen hier und da. Er scheint ebenfalls mit dem Herzen sehen und hören zu können.

Amerikanische Jazzmusiker wie Scott Hamilton haben Ihr Schlagzeugspiel als aufregend, fantastisch, intensiv, stimulierend und inspirierend erlebt. Sie haben gesagt, dass Sie besonderen Wert auf melodischen Einsatz beim Schlagzeug legen. Können Sie da ins Detail gehen?

Ja, das hat Scott einmal in einem Interview gesagt, was mich natürlich unwahrscheinlich ge-

freut hat. Und, ja, ein melodisch gespieltes Schlagzeug unterstützt den Gesamtsound. Ich glaube, ich bin in erster Linie interessiert am Swing. Alles andere kommt dann von selbst. Es reicht nicht, dass du groovst, du musst auch swingen. Ein großer Unterschied. Swingen kann es nur, wenn du den jeweiligen Stil beherrscht und wenn du dich nicht mehr mit Parametern aufhältst wie Groove, Timing, Technik und sauber gespielte Licks und Kicks. Und wenn du ein tiefes Verständnis vom jeweiligen Musikstil hast. Ein Stil ist wie eine Sprache, und Sprachen gibt es viele. Aber Sprachen haben auch Dialekte, und gerade sprachliche Akzente bereichern die Kommunikation, auch auf der Bühne. Also lerne erst die Sprache sprechen, und zwar von der Pike auf! Lass dann deinen Rhythmus singen und umhertänzen, lass ihn aufleben. Dabei geht es eben nicht um Technik. Ich bin an technischen Mätzchen nicht interessiert, nie gewesen. Technik ohne Mut zum Risiko ist schlichtweg langweilig, fast schon verlogen. Und so vorhersehbar. Das Mysteriöse, das Unbekannte in der Musik finde ich persönlich weit interes-

merwährender Prozess. Das dauert! Eine solche Haltung aber, offen, mit dem Mut zum Risiko, und doch auch traditionell, ohne die Historie zu beleidigen, eröffnet ungeahnte Möglichkeiten. Weit mehr als sich nur auf eine Seite zu schlagen. Starre Haltungen langweilen mich. Gerade im Jazz, der ja größtmögliche Freiheit impliziert. Die verschiedenen Stilistiken funktionieren zwar nach vorgegeben Richtlinien, das gebe ich zu, aber erst der Ausübende vermag ihnen Leben einzuhauchen. Das ist es vielleicht, was Scott Hamilton an mir gefällt? Dann klingt selbst traditioneller Jazz plötzlich wieder spannend, um nicht zu sagen spirituell.

Sie hatten das Glück mit einem Vater aufzuwachsen, der mit den berühmtesten Musikern auf der französischen Jazz-Szene spielte. Wahrscheinlich kamen Sie als kleines Kind deshalb schon mit dem Jazz in Berührung. Was hat Sie anfänglich begeistert – war es zunächst einmal das Drumset an sich? Und wann und durch was erkannten Sie die musikalische Freiheit, die Ihnen der Jazz bietet?

gerald, Charlie Parker, Dizzy Gillespie, Thelonus Monk, und bald darauf Miles Davis, Cannonball Adderley, John Coltrane – sie alle spendeten Trost. Und auch das Schlagzeug des Vaters, das ich bald selbst spielen durfte, war Balsam für die Seele. Das war ja nicht ernst gemeint, das bisschen Getrommle. Und vielleicht gerade deshalb so leicht für mich zum spielen. So ergab sich das eine aus dem anderen. Es brauchte dennoch sehr lange bis ich begriff, dass ich meinen Vater nicht entmystifizieren würde, wenn ich selbst ernsthaft musizieren würde. Darin hat mich meine Mutter – selbst eine Künstlerin – aber sehr bestärkt, als ich mit Mitte zwanzig noch immer kein richtiger Musiker sein wollte, auf biegen und brechen nicht. Ich war einfach nicht so weit. Aber um mich herum schienen es alle zu wissen. Musikerkollegen wie Gregor Hübner, Steffen Schorn, Andi Maile, Karoline Höfler, Günter Weiss, Jochen Feucht, Jens Loh, Sebastian Studnitzki bestärkten mich ebenfalls aus meinem Hobby einen Beruf zu machen, wofür ich gerade ihnen noch immer sehr dankbar bin. Alles sensible Kollegen,

Patrick Manzecchi: „Ein melodisch gespieltes Schlagzeug unterstützt den Gesamtsound. Ich bin in erster Linie interessiert am Swing. Alles andere kommt dann von selbst. Es reicht nicht, dass du groovst, du musst auch swingen. Ein großer Unterschied. Swingen kann es nur, wenn du den jeweiligen Stil beherrscht und wenn du dich nicht mehr mit Parametern aufhältst wie Groove, Timing, Technik und sauber gespielte Licks und Kicks. Und wenn du ein tiefes Verständnis vom jeweiligen Musikstil hast... Das Mysteriöse, das Unbekannte in der Musik finde ich persönlich weit interessanter als akademische Perfektion. Da brauchst du besonders wache Ohren im Zusammenspiel“

santer als akademische Perfektion. Da brauchst du besonders wache Ohren im Zusammenspiel. Sei wachsam, sei aufmerksam! Max Roach, Philly Joe Jones, Roy Haynes, Tony Williams, Elvin Jones, Jack DeJohnette, Daniel Humair, Han Bennink waren da auch immer lehr- und einflussreich, ob sie nun traditionell verankert sind oder nicht. Sie sind zeitlos und über jeden Zweifel erhaben. Sie bestechen durch Eleganz und Intelligenz und durch einen persönlichen Sound, aber ihr musikalischer Background ist historisch fundiert. Die Anerkennung der Tradition ist meines Erachtens der Schlüssel zur Weisheit. Alles andere wäre beleidigend. Du kannst dich nicht ausdrücken, wenn du keine Bildung, keinen Respekt, keine Kultur hast. Du kannst das schon versuchen, aber ein schaler Nachgeschmack bleibt. Solange man noch jung ist und übt und seinen Idolen nacheifert, realisiert man freilich nicht, dass die eigentliche Hauptaufgabe erst noch kommt. Bis du eines Tages feststellst: Moment mal, es geht immer noch ums spontane Musikmachen, hier und jetzt, um die Poesie und die Unschuld darin – vergiss jetzt mal Miles oder Coltrane! Oder Art Blakey. Aber gleichzeitig bist du die Summe deiner Idole und deiner persönlichen Erfahrungen. Mache was daraus und glaube weiterhin an dich! Wo ist denn eigentlich deine eigene persönliche Aussage? Und höre endlich auf zu üben, du klingst ja allmählich wie ein Roboter! Ein hoher Anspruch, an dem du erst einmal scheiterst, immer wieder, wahrscheinlich ein Leben lang. Das ist ein im-

Glück? Ja, vielleicht. Die Sache mit den Genen, mit dem musikalischen Background, das ist mehr als nur purer Zufall. Aber irgendwo auch Segen und Fluch zugleich. Der Übervater Franco Manzecchi war lange ein großes Thema in meinem Leben. Ja, ich habe im Jazz gebadet, das ist schon richtig. Aber gleichzeitig war der Jazz sehr bald mit Trauer und mit dem frühen Tod meines Vaters belegt. Er wurde ja nicht einmal fünfzig Jahre alt. Mein Schock und die daraus resultierende Sehnsucht und Nostalgie waren sehr, sehr nah an der Melancholie und Verzweiflung, und haben mich lange gebremst, mich meinen eigenen musikalischen Gefühlen und Möglichkeiten zu stellen. Das war keine Freiheit, keine Erlösung, eher ein inneres Gefängnis. Wer kann das einem neunjährigen Jungen aber auch verdenken, der gar nicht versteht wie ihm geschieht, wenn er seinen geliebten Vater tot auf findet...? Somit waren der Jazz und insbesondere die Platten meines Vaters, die er mit verschiedenen Größen eingespielt hatte, eher ein Zufluchtsort, ein heiliger Gral und eine Brücke zum Jenseits. Aber eben auch gleichzeitig schmerzhaft und gefährlich anmutend für die eigene Seele. Jazz war nichts, was ich einmal selbst würde spielen dürfen. Viel zu gefährlich. Wie konnte ich es wagen, ihn zu verraten und selbst ein Drummer zu werden? Schließlich bewunderte ich meinen Vater, und wollte ihm keinesfalls nacheifern. Ihm, der mit Chet Baker, Clark Terry, Eric Dolphy gearbeitet hatte. Trotz allem, Duke Ellington, Oscar Peterson, Ella Fitz-

die meinen Konflikt erkannten. Bis ich selbst begriff, ich brauche nicht in Konkurrenz treten mit meinem Vater. Ich muss mich selbst leben! Erst unlängst meinte der große Schweizer Schlagzeuger Peter Giger zu mir, dass mein Vater auf mich Champagner trinken würde im Himmel, was mich sehr freute. Und es machte mich zum ersten Mal nicht traurig.

Ursprünglich waren Sie im Bebop zuhause, mit den Jahren öffnete sich Ihr stilistischer Horizont. Sie arbeiten ja auch nicht nur im Mainstream Jazz sondern beispielsweise mit Bernd Konrad, der für Free Jazz, grenzüberschreitende Musik steht. Welche Herausforderungen stellen sich Ihnen da?

Die Herausforderung ist immer dieselbe: gut und authentisch zu spielen, für mich selbst und die anderen, Musiker oder Zuhörer. Und im besten Falle ist die Musik so frisch, dass du ihr sowieso nicht anmerkst, ob sie offen ist und visionär, oder traditionell und trotzdem kreativ. Dann heben sich die Gegensätze auf. Wie ich schon eingangs sagte, spielt die Stilistik dabei eine eher untergeordnete Rolle. Und da Geschmäcker eh verschieden sind unter den Menschen, überzeugst und überlebst du musikalisch nur, wenn du persönlich liebtest was du tust. Ich bin kein Purist. Ich liebe Musik. Nicht mehr und nicht weniger. Ich kenne keine Abgrenzungen und diesbezüglich auch kein wirkliches Wertesystem, allenfalls qualitativ. Ich bin

nach wie vor sehr neugierig und lerne jeden Tag aufs Neue ein bisschen besser zuzuhören. Nicht nur mir selbst, sondern auch in mich hinein zu hören. Wenn man im Jazz zu sehr mechanisch denkt, und nicht bereit ist zu fühlen, ganz still und leise, oder auch mutig voranzuschreiten und Risiken einzugehen, stirbt die Kreativität und Langeweile stellt sich ein. Ich mag zwar den Kommerz genau deshalb nicht, insbesondere im Jazz nicht, aber ich kann gewissen kommerziellen Erfolgen und Stilrichtungen doch trotzdem einiges abgewinnen, wenn die Musik am Ende gut ist. Was habe ich zu verlieren? Kommerziell erfolgreich ist ja nicht zwangsläufig schlecht. Der Jazz, insbesondere der Bebop, ist meine Heimat, und dennoch reise ich musikalisch gern umher. Ich sehe darin keinen Widerspruch. Und wenn ein Free-Player wie Bernd Konrad bereit ist mit mir im Duo zu spielen, hat das seine Gründe. Ich weiß, dass er meine Offenheit schätzt. Und ich wiederum schätze seine Überzeugungen, seine ganz eigene Stimme. Musikalisch ist es immer spannend mit Bernd, auch wenn und gerade weil er kein Bopper ist. Es ist dann wie ein Mini-Kollektiv, in dem sich unsere Erfahrungen bündeln, unsere Persönlichkeiten entfalten und es was ganz Neues erschaffen.

Sie haben als Konstanzer das Beste aus Ihrer Wahlheimat gemacht, was man machen kann. Sie bringen immer wieder internationale Jazzgrößen in die Stadt, haben eine eigene Jazzreihe, erhalten dafür Unterstützung von der Stadt, auch der Jazzclub zieht mit. Welche Beweggründe stehen dahinter?

Meine Konstanzer Wahlheimat ist eher aus der Not heraus geboren. Wäre mein Vater nicht schwer erkrankt, wären wir aufgrund der deutschen Herkunft meiner Mutter nicht zurückgekehrt nach Deutschland vor 40 Jahren. Ich war ein Kind, als ich aus meiner Geburtsstadt Paris herausgerissen wurde. Ich musste erst deutsch sprechen lernen, musste neu eingeschult werden. Irgendwo habe ich innerlich nie wieder so richtig Fuß gefasst, und daher habe ich es auch nicht geschafft das malerische Konstanz zu verlassen. Als Musiker bin ich zwar immer wieder unterwegs, aber ich bin eben nicht vor Ort, wenn es darum geht musikalisch im Zentrum des Geschehens dabei zu sein. Konstanz ist nun mal nicht Berlin, Köln oder Paris. Also habe ich mir peu à peu meine eigene Szene aufgebaut, mithilfe der Stadt Konstanz und vor allem dem hiesigen Jazzclub. Ich wurde Ehrenmitglied mit elf Jahren. Ich bin dem Club sehr dankbar, dass er mich in all den Jahren unterstützt hat. Meinen allerersten offiziellen Gig durfte ich noch als Teenager über den Club spielen, in den letzten Jahren hat mich der Club auch einmal mit Arthur Blythe, Steffen Schorn oder Paolo Fresu auftreten lassen. Trotzdem kann ich den Club nicht ständig vereinnahmen, wenn ich mit diversen Formationen spielen will in meiner Heimatstadt, zudem bin ich ja aktiv im Vorstand seit dem Jahre 2000 – das sähe dauerhaft nicht gut aus. Mit kleineren Projekten kannst du freilich immer und überall spielen, in ganz Deutschland wie auch in Konstanz, in Clubs und Kneipen. Davon lebt der Jazz ja auch. Aber Stargrößen musst du bezahlen, oft genug mit harten Dollars. Da braucht man zahlungskräftige Sponsoren, wenn du mit Sheila Jordan, Richie Beirach,

George Mraz auch einmal zuhause spielen willst, und die Stadt Konstanz unterstützt freundlicherweise meine Reihe „Jazz im Kulturzentrum“ seit 2007.

Im Mai stellen Sie die Amrod Brothers mit den JB Horns Pee Wee Ellis und Fred Wesley vor. Eine aufregende Truppe mit Soul-Jazz, ausgelassener Stimmung und Rhythmen, die zumindest zum Fußwippen, wenn nicht gar zum Tanzen anregen. Der europäische Jazz ist heute wesentlich kopflastiger. Was profitieren Sie von solch einer Zusammenarbeit für Ihre Musik? Dieses Konzert markiert zugleich das 10-jährige Jubiläum Ihrer Jazz-Reihe.

Mich interessiert die gesamte Bandbreite in der Musik. Wie könnte ich James Brown mit Claude Debussy oder Jan Garbarek vergleichen? Oder gar gegeneinander ausgrenzen? Das macht einfach keinen Sinn. Dann hätte ich ja niemals einen Ornette Coleman oder einen Eberhard Weber für mich entdeckt, oder einen Carlos Santana oder die Doors – so unterschiedlich ihre Welten sind. Ich kann immer nur für mich sprechen. Und im Mai wollen die Amrod Brothers sowieso spielen mit Fred und Pee Wee, mit dem ich bereits gearbeitet habe. Also feiern wir mein Jubiläum mit dieser Truppe. Das ist doch auch schön, dass es tanzbare Musik gibt. Selbst Monk tanzte nach seiner eigenen Musik. Und daran wird ein Hype, eine kommerzielle Ausrichtung wie ein feststehender Terminus wie „Europäischer Jazz“ nichts ändern. Was soll das sein? Eine Nische? Ein Werbeprodukt? Mein Vater machte bereits in den 1940ern „Europäischen Jazz“! Das ist ein Terminus für die Hörermassen, nichts weiter. Ich kann's nicht wirklich nachvollziehen, mache lieber mein eigenes Ding. Zehn Jahre „Jazz im Kulturzentrum“ mit den unterschiedlichsten Größen, das hat ebenfalls Hörermassen bewegt, wenn auch weniger erfolgreich als so mancher Hype. Ich fühle mich gesegnet, dass ich mit einigen meiner frühen Helden arbeiten darf, und freue mich auf die nächsten Jahre und Begegnungen. Es ist mir eine Herzensangelegenheit. Da brauche ich keine Grundsatzdiskussionen. Weniger Kopf, mehr Herz, lautet eine meiner Devisen, wenn es um Musik geht. Ich lerne sehr viel von den verschiedenen Begegnungen, und es hat zwar jedes Mal auch etwas von einem Crash-Kurs, wenn ich mich mit einem Protagonisten auseinandersetze – aber am Ende macht es mich erfahrener, dankbarer und bescheidener. Auch wenn ich mitunter geplagt bin von Selbstzweifeln und einem geradezu ignoranten Unverständnis um mich herum. Das schmerzt zuweilen. Aber letztlich tröstet mich die Musik. Frei, verstörend, traditionell, tanzbar – das ist doch alles legitim. Das finde ich spannend. Also nehme ich meine musikalischen Herausforderungen dankbar an, und am Ende profitiert nicht nur mein Spiel davon. Auch wenn es ein lebenslanger Prozess ist. Vielleicht muss man das aber auch alles gar nicht so sehr thematisieren. Schauen wir mal, wie ich einigen Jahren darüber denke.

Interview: Gudrun Endress
Foto: Ulrike Sommer

CD: Patrick Manzecchi „Rectilinear“, Element 113

www.manzecchi.de

CHRISTOF SÄNGER TRIO



Laika 3510346.2 / Rough Trade

Christof Sängers p
Rudi Engel b
Tobias Schirmer dr

„Christof Sängers zählt für mich zu den versiertesten Jazzpianisten. Nicht nur in Deutschland, sondern europaweit!“ Das sagt nicht Irgendwer, sondern US-Saxophonlegende Ernie Watts, in dessen Quartett Sängers seit mehr als 15 Jahren Akzente setzt. Auch andere Kenner der Jazzszene loben den Wiesbadener Pianisten als „einmalig“.

„Mein neues Album „Descending Rivers“ kommt meinem Ideal in Bezug auf Songauswahl und Zusammenspiel der Musiker bisher am nächsten“, erklärt Sängers die Qualitäten des Longplayers, der sechs von ihm arrangierte Standards und fünf Eigenkompositionen enthält.

RAFAEL JERJEN CONCEPT



Laika 3510348.2 / Rough Trade

Rafael Jerjen b
Michael Arbenz p
Samuel Büttiker dr

Mit seinen 28 Jahren gehört der Bassist Rafael Jerjen zu den größten Talenten, die die kleine, aber feine Jazz-Szene Australiens zu bieten hat. Der gebürtige Schweizer ist kein Freund enger Korsetts und Vorgaben. Im Gegenteil: sein Rafael Jerjen Concept ist ein kompositorischer Spielplatz.



www.laika-records.com